

# Zur Geschichte der Pharmazie

Geschichtsbeilage der Deutschen Apotheker-Zeitung  
zugleich

Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.

Redaktion: G. E. Dann

14. Jahrgang

1962 Nr. 3

## Die österreichische Provinzial-Pharmakopöe (1774-1794) und ihre Bearbeiter

Nach einem am 22. September 1961 während des Internationalen  
Pharmaziehistorischen Kongresses in Innsbruck gehaltenen Vortrag

Von Kurt Ganzinger

Die Regierung der Kaiserin *Maria Theresia* (1740–1780) bedeutete für Österreich eine Zeit grundlegender Reformen. Als der Österreichische Erbfolgekrieg (1740–1748) und der Siebenjährige Krieg (1756–1763) an die Verteidigungskraft die höchsten Anforderungen stellten und es galt, alle natürlichen Hilfsquellen auszuschöpfen, mußte der Einfluß der schon in der Vergangenheit oft nur zögernd und langsam folgenden Stände noch mehr als bisher zurückgedrängt werden.

Auf dem Gebiet des Gesundheitswesens lagen in den einzelnen habsburgischen Ländern die Verwaltungsaufgaben bis dahin teils in den Händen der kaiserlichen Regierung, des sogenannten Regiments, teils bei den jeweiligen Landständen, die sich dazu vor allem der Landschaftsprotomedici, der Kreis- oder Viertelsärzte und der örtlichen *Physici* bedienten. In Wien kam als dritte Kraft die Medizinische Fakultät hinzu. Sie war damals keineswegs so wie heute auf die Lehrer und Schüler der Hohen Schule beschränkt, sondern umfaßte alle in Wien zur Praxis zugelassenen Ärzte, und ihrer Aufsicht unterstanden auch die niederen Heilpersonen, die Chirurgen, Bader, Hebammen und Apotheker. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts erlebte die Wiener medizinische Fakultät allerdings einen besonderen Tiefstand: es gab zu viele praktizierende Ärzte in der Stadt, ihre wirtschaftliche Lage war meist ungünstig; die Zahl der Studenten war gering und Promotionen fanden nur alle fünf bis sechs Jahre statt; die Maßnahmen, welche die Fakultät in allgemeinen gesundheitlichen Belangen beschloß, konnten nicht durchgesetzt werden, weil es ihr dazu an einer wirk-samen Exekutivgewalt fehlte.

Indem nun allgemein die Landstände mehr und mehr ausgeschaltet wurden, beruhte schließlich die Verfassung des Reichs allein im Willen des Herrschers, und um diesen Willen durchzusetzen war ebenso eine Spezialisierung der Verwaltungsspitzen wie eine planmäßige Organisation nachgeordneter Verwaltungsstellen erforderlich. So wurden damals die historischen Ländergruppen der nieder-, inner- und oberösterreichischen und der böhmischen und galizischen Bestandteile der habsburgischen Hausmacht durch neue Behörden und Gesetze zusammengefaßt. Sie entwickelten sich zu gleichberechtigten Provinzen eines modernen Staates, der die letzten Spuren des Mittelalters und der Zeit der Gegen-reformation endgültig überwunden hatte<sup>1)</sup>.

Die zeitgenössischen Reformen auf dem Gebiet des österreichischen Gesundheitswesens sind untrennbar verbunden mit der Persönlichkeit *Gerard van Swieten*. Während seine Verdienste um die Erneuerung des medizinischen Unterrichts und um die Begründung der Ersten Wiener medizinischen Schule schon oft gewürdigt worden sind<sup>2)</sup>, hat sein Anteil an der Errichtung einer zentralen Sanitätsverwaltung erst in jüngster Zeit seine angemessene Darstellung erfahren<sup>3)</sup>.

1700 in Leiden geboren, studierte *van Swieten* (Abb. 1) daselbst Medizin. Er wurde ein Lieblingsschüler des großen *Boerhaave* (1668–1738), doch blieb ihm wegen seines katholischen Bekennt-

nisses in seiner Heimatstadt die akademische Lehrtätigkeit und damit die Nachfolge nach dem Tod seines Meisters verwehrt. 1745 kam er als Leibarzt der Kaiserin nach Wien, und bald entwickelte sich jenes einzigartige lebenslange Vertrauensverhältnis zwischen der Herrscherin und ihrem Arzt, das in den hohen Charaktereigenschaften *van Swieten*s begründet war und das ihn in der Folge zu einem immer größer werdenden Einfluß aufsteigen ließ.

Als Protomedicus war *van Swieten* Vorgesetzter aller Medizinalpersonen am kaiserlichen Hof. Bald wurde er auch Präfeld der Hofbibliothek und Zensor. 1749 erfolgte seine Ernennung zum Direktor der medizinischen Studien und zum Präses der Wie-



Abb. 1 Gerard van Swieten

ner medizinischen Fakultät, für die er einen neuen Studienplan ausarbeitete. Er schaffte die umständlichen und kostspieligen Promotionsformalitäten ab, erreichte die Errichtung einer Professur für Chemie und Botanik mit einem chemischen Laboratorium und einem botanischen Garten und förderte bald darauf den klinischen Unterricht entscheidend durch die Berufung seines Freundes *Anton de Haen* (1704–1776). Ohne innerhalb der Universität eine Professur zu bekleiden, hielt *van Swieten* auch selbst medizinische Vorlesungen. Bei den Versammlungen der Fakultät führte er ebenso wie bei den Prüfungen aller Medizinalpersonen den Vorsitz und u. a. nahm er auch die Visitationen in den Wiener Apotheken vor.

Als 1753 die Sanitäts-Hofdeputation als zentrale oberste Behörde für das Gesundheitswesen errichtet wurde, gehörte ihr *van Swieten* zwar nicht als Mitglied an, doch hat er ihre Arbeiten und Beschlüsse ständig in entscheidender Weise durch die Gutachten bestimmt, welche er als Protomedicus und Präses der medizinischen Fakultät für sie erstattete. Ihren Höhepunkt fand die Wirksamkeit der Sanitäts-Hofdeputation, als im Jahr 1770 die von ihr ausgearbeitete „Gesundheitsordnung (Sanitäts-Hauptnormativ) für alle k. k. Erblande“ als einheitliches Gesetz für das Gesundheitswesen in allen österreichischen Provinzen erlassen wurde<sup>4)</sup>. Inhaltlich gliedert sich das Sanitäts-Hauptnormativ in zwei Teile, deren erster sich auf die Verhältnisse im Inneren bezieht und Instruktionen und Eidesformeln für die einzelnen Gesundheitsberufe enthält, während der zweite Teil der Pestabwehr an den Grenzen gegenüber dem türkischen Reich gilt. Man geht nicht fehl, wenn man „in diesen Instruktionen die Summe alles dessen sieht, was eine säkulare Arztpersönlichkeit, *Gerard van Swieten*, in einem bestimmten Lande, Österreich, nach einer Tätigkeit von 25 Jahren auf dem Gebiet des Ärzteswesens gewirkt hat“<sup>5)</sup>.

In § 2 der Instruktionen für die in den Erbländern praktizierenden Ärzte und in § 4 der Instruktionen für die Apotheker nimmt der Text des Sanitäts-Hauptnormativs Bezug auf einen „ehestens zum Vorschein kommenden *Codex pharmacopoeus*“. Das neue Arzneibuch, das damit angekündigt war, ist allerdings erst im Jahr 1774 erschienen — es war die *Pharmacopoea Austriaco-provincialis*.

Bis dahin stand in den meisten habsburgischen Ländern das *Dispensatorium Pharmaceuticum Austriaco-Viennense* in Gebrauch<sup>6)</sup>. 1729 war es nach Approbation durch die medizinische Fakultät auf Veranlassung der Wiener Apotheker herausgegeben worden. Es hat später mehrere Neuauflagen erfahren, deren letzte noch im selben Jahr 1770 gedruckt wurde, in welchem auch das Sanitäts-Hauptnormativ erschienen ist. Ursprünglich nur für Wien und Niederösterreich bestimmt, wurde es später auch in anderen österreichischen Ländern eingeführt, z. B. 1737 in ganz Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain)<sup>7)</sup>, während für die böhmischen Länder das *Dispensatorium Pharmaceuticum Pragense renovatum* von 1749 galt. Weil diese Arzneibücher aber eine allzu große Zahl kompliziert zusammengesetzter Mittel enthielten, welche überdies von geschickten und erfahrenen Ärzten nicht mehr verschrieben zu werden pflegten, waren in den Landapotheken wiederholt teils kraftlose, teils verdorbene Arzneien vorgefunden worden. Die neue Provinzialpharmakopöe hat daher viele der im Wiener Dispensatorium enthaltenen Arzneien weggelassen, andere aber in ihrer Zusammensetzung verbessert. Nach diesem neuen Arzneibuch sollten „also in Zukunft alle die in kleinen Städten, Marktflecken, Landgütern durch alle k. k. Erbländer sich befindenden Apotheker ihre Apotheken genau einzurichten verbunden sein“, während in den großen Städten weiterhin das alte Dispensatorium, jedoch mit den in die Provinzialpharmakopöe aufgenommenen Verbesserungen, vorgeschrieben war. Erst im Vorwort zur Neuausgabe der Provinzialpharmakopöe von 1780 ist diese Bestimmung weggelassen, und damit erst wurde das alte Wiener Dispensatorium endgültig außer Kraft gesetzt. Der Name „Provinzial“-Pharmakopöe bezieht sich also ursprünglich nicht bloß darauf, daß nun ein verbindliches gemeinsames Arzneibuch für alle die zu gleichartig verwalteten Provinzen eines modernen Staates gewordenen historischen österreichischen Länder vorlag, sondern enthält auch etwas von jener Nebenbedeutung des Wortes

„Provinz“, welche die Überlegenheit der Hauptstadt gegenüber dem übrigen Land zum Ausdruck bringen soll.

Auffallend ist bereits von außen der Unterschied zwischen den beiden Arzneibüchern: Das Wiener Dispensatorium hat ein Format von 32 × 20 cm, in der Ausgabe von 1770 umfaßt allein der Textteil mit den Formeln der zusammengesetzten Arzneien und den kurzen Anmerkungen über ihren therapeutischen Gebrauch 202 gezählte Seiten. Nach dem Vorbild der großen Pharmakopöen des 17. Jahrhunderts sind hier die *Composita* und *Praeparata* noch nach 19 Klassen geordnet. Einfache Arzneistoffe werden im Wiener Dispensatorium überhaupt nicht genannt, wird doch in den Vorbemerkungen erklärt: „*Dispensatorium dicitur liber Pharmaceuticus continens medicamenta composita, quae uni aut alteri loco practica sunt & communia*.“

Die Provinzialpharmakopöe dagegen ist ein kleiner Band von 19,5 × 12 cm. Die erste lateinische Ausgabe von 1774 zählt 294 Seiten. Davon umfaßt im „Ersten Teil“ die Aufzählung und Beschreibung der Arzneistoffe aus dem Mineral- (51), Pflanzen- (421) und Tierreich (54) 80 Seiten. Die Beschreibungen sind freilich sehr knapp gehalten, um den Umfang des Werkes nicht allzusehr zu belasten; davon sollte, wie die Herausgeber in der Vorrede betonten, in ihrem „vollständigen Apothekerbuch künftig weiltäufiger gehandelt werden.“ Doch ist der damit angekündigte „Kommentar“ später doch nicht erschienen, und seit 1780 ist auch im Vorwort zur Provinzialpharmakopöe nicht mehr die Rede davon, ohne daß sich im Arzneibuch selbst in dieser Hinsicht etwas geändert hätte. Die folgenden vier Seiten dienen der Darstellung chemischer Symbole, fünf Seiten behandeln Maß und Gewicht und die günstigsten Zeiten zum Einsammeln der Drogen, auf weiteren 24 Seiten werden chemische und pharmazeutische Fachausdrücke erläutert. Der Rest des Bandes umfaßt den „Zweiten Teil“ mit den Bereitungsvorschriften für die zusammengesetzten Medikamente, welche in alphabetischer Ordnung aufeinander folgen.

Der Unterschied zwischen den beiden Arzneibüchern ist auch von anderer Seite schon berührt worden<sup>8)</sup>, so daß hier eine tabellarische Übersicht genügen soll, welche allerdings in Vorwegnahme späterer Ausführungen auch schon die verbesserte Österreichische Provinzialpharmakopöe von 1794 berücksichtigt (Tabelle 1).

Tabelle 1.

Der Arzneischatz der österreichischen Pharmakopöen 1770–1794

	Dispensator. pharmaceutic. Viennense 1770	Pharmacopoea Austriaco- provincialis 1774	1794
A. <i>Pharmaca simplicia</i>	(884)	526	289 (+ 7)
B. <i>Pharmaca composita et praeparata</i>			
Class. I. <i>Aceta composita et simplicia</i>	17	9	9
II. <i>Aquae comp. et simpl., Succus, Vina</i>	222	51	39
III. <i>Balsama</i>	42	9	3
IV. <i>Condita, Conservae, Elaeosacch., Morsuli, Rotulae, Tabulae</i>	94	25	24
V. <i>Species pro Decoct., Infusa, Emulsiones</i>	44	18	9
VI. <i>Electuaria, Antidota, Confectiones, Looch</i>	48	15	8
VII. <i>Elix., Essent., Liquor., Tinct.</i>	124	49	39 (+ 4)
VIII. <i>Emplastra</i>	59	21	20
IX. <i>Extracta, Laudana</i>	92	35	34
X. <i>Olea cocta comp. et simpl., Ol. p. del., Ol. dest., Ol. expr.</i>	147	51	32
XI. <i>Pilulae</i>	48	9	4
XII. <i>Pulveres comp.</i>	77	29	10 (+ 2)
XIII. <i>Species completae et incomp.</i>	37	—	—
XIV. <i>Spiritus comp. et simplices</i>	77	26	28
XV. <i>Syrupi, Julapia, Mella, Mivae, Pulpa, Roob</i>	103	48	48
XVI. <i>Trochisci, Suffitus, Supposit.</i>	35	6	2
XVII. <i>Unguenta</i>	58	27	21 (+ 1)
XVIII. <i>Chymica</i>	210	70	44 (+ 15)
XIX. <i>Praeparationes simplicium</i>	84	5	3
	1618	503	377 (+ 22)





Abb. 2 Anton von Störck

Dabei ist die Zahl der im Wiener Dispensatorium selbst nicht berücksichtigten *Simplicia* der Wiener Arzneitaxe von 1744 entnommen, welche der Ausgabe des Dispensatoriums von 1765 angebunden ist. Die in den Provinzialpharmakopöen von 1774 und 1794 nach dem Alphabet gereihten *Composita* und *Praeparata* wurden des besseren Vergleiches wegen entsprechend ihrer Zusammensetzung den betreffenden Klassen des Dispensatoriums zugeteilt, wenn auch manche Mittel später unter einem anderen Namen erscheinen, stark verändert oder überhaupt neu aufgenommen wurden.

Nach dem bisher Gesagten wird es nicht überraschen, daß die Herausgabe des neuen Arzneibuches nun nicht mehr von der Wiener medizinischen Fakultät oder vom *Collegium pharmaceuticum* besorgt wurde, sondern daß an der Spitze der Herausgeber der kaiserliche Protomedicus als oberster Sanitätschef aller österreichischen Länder stehen mußte. *Van Swieten* freilich hat das Erscheinen dieses Werkes nicht mehr erlebt, starb er doch bereits im Jahre 1772. So zeichnet denn als erster unter den Bearbeitern der Provinzialpharmakopöe sein Amtsnachfolger Anton Störck (1731–1803<sup>9)</sup>). Der aus dem vorderösterreichisch-oberschwäbischen Städtchen Saulgau stammende mittellose Jüngling hatte schon während seiner Studienzeit in Wien die besondere Gunst *van Swietens* erfahren. Dieser förderte auch weiterhin seinen begabten Schüler, führte ihn bald als Arzt am Kaiserhof ein und bereitete ihn in den letzten Lebensjahren bewußt auf seine Nachfolge vor, indem er ihm noch bei Lebzeiten nach und nach einzelne seiner Ämter überließ. Wenn Störck auch in den späteren Jahren seines Protomedikats nicht immer glücklich gehandelt hat, so hat er sich doch schon als junger Arzt in der Leitung eines großen Krankenhauses, bei der Einführung der Blatterninokulation und als kaiserlicher Leibarzt bewährt und auch gute wissenschaftliche Arbeit geleistet. Im vorliegenden Zusammenhang sind besonders seine Bemühungen um die therapeutische Verwendung einiger starkwirkender Pflanzen hervorzuheben, die zu seiner Zeit lebhaft diskutiert wurden und mit welchen er sich einen dauernden ehrenvollen Platz in der Geschichte der experimentellen Pharmakologie sicherte. 1760 erschienen seine ersten Mitteilungen über den Schierling, dem er nach sorgfältigen Selbstversuchen und Tierversuchen und nach vorsichtiger Erprobung am Krankenbett eine

Heilwirkung zuschrieb. Bald darauf hat er in größerem Umfang diese Versuche fortgesetzt, und es gibt unter den zeitgenössischen Stichen ein reizvolles Blatt, auf welchem das Bildnis Anton von Störcks umgeben ist von all den Giftpflanzen, die er erprobte: Stechapfel, Schierling, Eisenhut, Waldrebe, Herbstzeitlose, Oleander, Küchenschelle, Diptam und Bilsenkraut (Abb. 2).

Als zweiter Herausgeber der Österreichischen Provinzialpharmakopöe erscheint *Nicolaus Joseph von Jacquin* (1727–1817) (Abb. 3). Auch er stammt aus Leiden, wo bei seinen Eltern *van Swieten* als Hausarzt tätig gewesen war<sup>10)</sup>. Auf dessen Einladung kam er 1752 zur Fortsetzung seiner Studien nach Wien, wandte sich dann aber nicht der praktischen Medizin zu, sondern folgte seinen naturwissenschaftlichen Neigungen, nachdem er sich schon früher in Leiden und in Paris besonders mit Botanik beschäftigt hatte. Er fand darin einen Gönner in Kaiser Franz I., dem Gemahl *Maria Theresias*, für welchen er in den Jahren von 1755 bis 1759 eine erfolgreiche Reise nach Westindien und dem amerikanischen Festland unternahm, um lebende Pflanzen und Tiere für den kaiserlichen Garten in Schönbrunn und Naturalien aller Art für das Hof-Naturalienkabinett zu erwerben. 1763 wurde er als wirklicher Bergrat und Lehrer der Metallurgie an die neu gegründete Bergschule in der oberungarischen Stadt Schemnitz berufen. Von da kam er 1768 als Professor der Chemie und Botanik nach Wien zurück, wo er sogleich eine Neugestaltung des Botanischen Gartens in Angriff nahm, am Ausbau des Gartens von Schönbrunn mitwirkte und eine umfangreiche Tätigkeit auf dem Gebiet des Unterrichts und der Wissenschaft zu entfalten begann. *Jacquin* führte in Wien auch ein geselliges Haus, in dem später gelegentlich *Mozart* zu Gast war. Sein Schwager *Jan Ingen-Housz* (1730–1799), der aus England zur Einführung der Pockenimpfung als Hofarzt nach Wien berufen wurde, zählt durch seine Beobachtungen über die Kohlensäureassimilation zu den Bahn-



Abb. 3 Nikolaus Joseph von Jacquin

brechern der Pflanzenphysiologie. *Jacquin* selbst erfreute sich bald einer solchen Achtung und Wertschätzung, daß schließlich nichts auf einschlägigen Gebieten unternommen wurde, ohne daß man seinen Rat und seine Zustimmung eingeholt hätte<sup>11)</sup>.

In der Geschichte der Naturwissenschaften ist *Jacquin* vor allem als Botaniker bekannt, weil die überwiegende Mehrzahl seiner Veröffentlichungen aus diesem Gebiet stammt<sup>12)</sup>. In großen Tafelwerken, für die er anfangs auch noch selbst die Abbildungen schuf, stellte er die Ergebnisse seiner amerikanischen Reise dar (*Selectarum stirpium Americanarum Historia*, 1763; *Observationes botanicae*, 1764–1771) und wurde damit binnen kurzem weit über die Grenzen Österreichs hinaus berühmt. Später beschrieb er in gleicher Weise die Flora der Umgebung von Wien und die bemerkenswerten Pflanzen der großen Wiener Gärten (*Hortus botanicus Vindobonensis*, 1770–1776; *Flora Austriaca*, 1773–1778; *Icones plantarum rariorum*, 1781–1793; *Plantae rariores horti caesarei Schönbrunnensis*, 1797–1804), wem er für seine Zeit Wien zu einem Zentrum der botanischen Buchillustration machte<sup>13)</sup>.

Den botanischen Unterricht erteilte *Jacquin* nach dem System von *Linné*. Nach Beendigung seiner chemischen Vorlesung begann er im Frühjahr mit der theoretischen Kräuterkunde. Er hielt dann den ganzen Sommer hindurch alle Tage praktische Kollegien in dem am Rennweg gelegenen botanischen Garten der Wiener Universität, bei welchem er auch seine Wohnung hatte, oder unternahm mit seinen Schülern Exkursionen. Als im Jahr 1783 die deutsche Unterrichtssprache bei den akademischen Vorlesungen eingeführt wurde, gab er eine „Anleitung zur Pflanzenkenntnis nach *Linné's* Methode, zum Gebrauch seiner theoretischen Vorlesungen“ (Wien 1785) heraus.

Während seiner Tätigkeit in Schemnitz war *Jacquin* in Lehre und Praxis mit chemischen und metallurgischen Fragen befaßt, und unter den Verdiensten, welche einige Jahre später anlässlich seiner Nobilitierung aufgezählt werden, ist ausdrücklich hervorgehoben, daß er auch noch in Wien als Bergrat für die Hofkammer „in monetariis et montanisticis“ beschäftigt war. Mit einer selbständigen Veröffentlichung aus dem Gebiet der Chemie trat er erst unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Wien hervor. In seiner Schrift „*Examen diemicum doctrinae Meyerianae de acido pingui et Blackianae de aere fixo respectu calcis*“ (Wien 1769) setzte er sich für die von *Joseph Black* (1728–1799) richtig erkannte Ursache der Kaustizität des Kalks ein und lehnte als erster die Theorie des Osnabrücker Apothekers *Johann Friedrich Meyer* (1705 bis 1765) ab, der die Schärfe des gebrannten Kalks durch die Aufnahme der von ihm als *acidum pingue* bezeichneten Feuermaterie während des Brennvorganges erklären wollte und der damit besonders in Deutschland nicht wenige Anhänger gefunden hatte<sup>14)</sup>. Diese *Meyersche* Lehre entsprach weitgehend den Grundsätzen des herrschenden phlogistischen Systems, da sie die qualitativen Erscheinungen vortrefflich erklärte, ohne sich um die quantitativen zu kümmern. Der Umsturz der Theorie vom *acidum pingue* wird damit zum Vorspiel der Widerlegung der ganzen Phlogistontheorie. Indem *Jacquin* hier der richtigen Erkenntnis zum Durchbruch verholfen hat, ist er in die Geschichte der Chemie eingegangen, obwohl er später auf diesem Gebiet nichts Bedeutendes mehr veröffentlicht hat.

Seinen chemischen Vorlesungen legte er anfangs *Boerhaaves* „*Elementa chymica*“ zugrunde und empfahl außerdem seinen Hörern *Spielmann* und *Macquer*. Er behandelte aus der Chemie alles für die Medizin und Pharmazie, aber auch für die Metallurgie und Ökonomie Wichtige und erläuterte es durch wiederholte Versuche<sup>15)</sup>. Sein chemischer Unterricht muß sehr erfolgreich gewesen sein, denn seine Hörerzahl war groß, und in den überaus kritischen anonymen „*Fremymüthigen Briefen an den Herrn Grafen von V. über den gegenwärtigen Zustand der Gelehrsamkeit der Universität und der Schulen zu Wien*“ (Frankfurt und Leipzig 1774) heißt es über ihn:

„... unser chymischer Lehrer... Herr Hofrat *Jacquin*, ein vortrefflicher Lehrer und verdienstvoller Mann. Edeldenkend, ohne Stolz vermeidet er alle kleine Zänkereien, wobey gemeinlich die Wissenschaften am meisten verlieren. Er ist ein wahrer und folglich ein bescheidener Gelehrter. Seine Zuhörer sind seine Freunde.

Seine Lehrart ist ganz praktisch. Er liest in dem chymischen Laboratorium, und macht alle Versuche in Gegenwart seiner Zuhörer mit bewundernswürdiger Genauigkeit. Weit entfernt von allen theoretischen Spitzfindigkeiten, studiert er einzig die Natur; die schöne Inschrift seines Laboratoriums enthält seinen größten Lobspruch:

*Non fingendum, nec excogitandum, sed inveniendum, quid natura ferat aut faciat.*

Dieser Mann verdient wirklich, daß lehrbegierige Fremde ihn hören und schätzen... Viele haben mich versichert, ... (daß sein Unterricht) ... ihre Erwartung übertroffen habe.“

Einer anderen zeitgenössischen Nachricht über *Jacquins* Chemieunterricht ist zu entnehmen, daß er in Gegenwart der Schüler alle im Arzneibuch befindlichen Arzneien verfertigte. „Er lehrt auch die Zeichen, woraus man erkennen kann, ob eine Arznei gut und ächt verfertigt, oder ob sie unächt, und verfälschet sey; er zeigt die Art an, wie gewinnsüchtige Betrüger die Arzneien verfälschen und wie man solches entdecken könne<sup>16)</sup>“.

In unmittelbare Verbindung mit der Pharmazie kam *Jacquin* dadurch, daß die Apotheker von der medizinischen Fakultät geprüft wurden. Sie hatten dabei mehrere frische Pflanzen zu erkennen, wurden über Drogen aus den drei Reichen der Natur, deren Eigenschaften, Kennzeichen ihrer Güte und Echtheit sowie über ihre Verfälschungen geprüft, mußten in Chemie über die Herstellung der pharmazeutischen Präparate, die dabei ablaufenden Vorgänge und die dazu nötigen Geräte Rechenschaft geben und schließlich in einer praktischen Prüfung ihre Geschicklichkeit nachweisen. An den Vorlesungen aus Chemie, Botanik und *Materia medica* durften bereits die Lehrlinge der Wiener Apotheken regelmäßig teilnehmen; sie wurden dabei vom Dekan in die Matrikel der medizinischen Fakultät eingetragen und genossen alle Privi-



Abb. 4 Johann Jakob von Well



legien der Medizinstudenten<sup>17)</sup>. Als Professor der Chemie und Botanik war Jacquin auch gemeinsam mit dem Präses der Fakultät, dem Dekan und den beiden Seniores des Apothekerkollegiums mit den Apothekenvisitationen betraut.

Eine unter Jacquins Aufsicht verfaßte Dissertation „*Compositiones medicamentorum pharmaceuticae generales*“ erschien 1778 in den von Jacquin herausgegebenen „*Miscellanea Austriaca ad Botanicam, Chemicam et Historiam naturalem spectantia*“ (Vol. I). Sie wurde später auch in deutscher Übersetzung als „Nikolaus Josephs Edlen von Jacquin... Abhandlung von den pharmaceutischen Compositionen der Arzneymittel...“ (Wien 1786) herausgebracht und enthält in 61 Abschnitten von den Dekokten bis zu den pharmazeutischen Präparationen eine Arzneiformenlehre mit eingestreuten Erläuterungen zur Provinzialpharmakopöe und kritischen Bemerkungen über unrationelle ältere Bereitungsweisen. Im Jahr 1783 gab Jacquin die „Anfangsgründe der medicinisch-practischen Chymie, zum Gebrauche seiner Vorlesungen“ heraus, die gleichfalls eine eingehende Behandlung der Arzneiformen und der pharmazeutischen Operationen enthalten. Beide Bücher finden sich 1793 im Schriftenverzeichnis zum „Deutschen Apothekerbuch“ von Schlegel und Wiegleb genannt.

Der dritte Mitarbeiter an der Österreichischen Provinzialpharmakopöe ist der Wiener Apotheker Johann Jakob von Well (Abb. 4). 1725 in Leipzig in Böhmen geboren, erscheint er 1759 als Geselle in der Wiener Apotheke „Zum weißen Engel“. Im Jahr 1761 wurde er von van Swieten geprüft und erhielt bei dieser Gelegenheit wegen seiner vortrefflichen Kenntnisse ein wertvolles Bücher-geschenk. Schon 1762 kam er durch Heirat der Witwe seines Vorgängers in den Besitz der Apotheke „Zum schwarzen Bären“ am Lugeck, welche zu den ältesten Apotheken Wiens zählt. Well war als *Magister philosophiae* und *Doctor medicinae* graduiert und ragte durch sein reiches Wissen auf naturwissenschaftlichem Gebiet unter den Wiener Apothekern hervor. Er unterwies viele Schüler unentgeltlich in Chemie, Botanik und Pharmazie und wurde oftmals von den Behörden zu Gutachten in einschlägigen Fragen herangezogen. Mit Jacquin scheint er in enger Verbindung gestanden zu sein, und offenbar war er es, der unter dem Titel „Nicolas Joseph Jacquins... Chemische Untersuchung der Meyerischen Lehre von der fetten Säure und der Blackischen von der figierten Luft“ (Leipzig und Wien 1771) die in der Vorrede mit „W\*\*\*“ bezeichnete, im übrigen aber anonyme Übersetzung der erwähnten Arbeit Jacquins veröffentlichte. Im gleichen Jahr noch ließ er eine selbständige Veröffentlichung zur „Rechtfertigung der Blackischen Lehre von der fixen Luft, gegen die von Hrn. Wiegleb dagegen gemachten Einwürfe“ (Wien 1771) erscheinen, worin er „das *experimentum crucis* anstellte und Kalk vermittels eines Brennsiegels kautisch brannte, ihn auch so zubereitet mit ganz denselben Eigenschaften begabt fand, welche auf gewöhnliche Weise gebrannter Kalk hat“<sup>18)</sup>. Da die Anhänger Meyers weitere Einwände erhoben, gab Well bald darauf noch eine Schrift unter dem Titel „Forschung in die Ursache der Erhitzung des ungelöschten Kalkes, nebst einigen freimütigen Gedanken über die dessen Erhitzen bewirkende Feuermaterie“ (Wien 1772) heraus. Well, der weiterhin im Besitz seiner Apotheke blieb und später für das Jahr 1779 auch Senior des Wiener Apothekerkollegiums war<sup>19)</sup>, wurde noch im Lauf des Jahres 1774 als erster Vertreter dieses Faches auf die neubegründete Professur für Naturgeschichte an der Wiener Universität berufen, wo er am 24. April 1775 seine erste Vorlesung hielt. Hier gab er in einem für jedermann offenstehenden Kolleg eine allgemeine Übersicht über das Mineralreich, über seine Systematik und seinen Nutzen, einschließlich der Metallurgie, um anschließend daran in derselben Art das Pflanzen- und das Tierreich zu behandeln. Eine vollständige Sammlung, welche in einem großen eigenen Saal bei der Universität untergebracht war, stand für diesen Unterricht zur Verfügung<sup>20)</sup>. Neben den bereits erwähnten chemischen Schriften, einigen Berichten über die Untersuchung von Mineralquellen und einem kleinen Beitrag zur Insektenkunde in Jacquins „*Miscellanea Austriaca ad Botanicam, Chemicam et Historiam naturalem spectantia*“ (Vol. II, 1781) veröffentlichte er zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen „Kurzgefaßte Gründe zur Pflanzenlehre“ (Wien 1785) und im darauffolgenden Jahr eine „Methodische Eintheilung mineralischer Kör-

per“. Ein geplanter dritter Band, welcher die Naturgeschichte des Tierreichs betreffen sollte, ist offenbar infolge seines im Jahr 1787 eingetretenen Todes nicht mehr erschienen. So endete vorzeitig die Lehrtätigkeit dieses aus der Pharmazie hervorgegangenen und mit ihr zeitlebens verbundenen Mannes, ohne daß es ihm vergönnt war, eine Schule zu gründen und selbst einen Nachfolger heranzubilden<sup>21)</sup>.

Eine für die Geschichte des Arzneibuchwesens im allgemeinen nicht uninteressante Tatsache ist es, daß sofort nach dem Abschluß der Arbeiten an der Provinzialpharmakopöe und noch vor dem Erscheinen ihrer ersten Ausgabe gleichzeitig an Well und Jacquin der erbländische österreichische Adel verliehen wurde. Dabei wird im Adelsdiplom für Well unter seinen Verdiensten nicht nur hervorgehoben, daß er „in zwei nützlichen Werken die in ganz Deutschland geherrschte Hypothese in Betracht des ungelöschten Kalks bestritten und gründlich widerlegt hat“, sondern auch seine verdienstvolle Mitarbeit an der Provinzialpharmakopöe festgestellt<sup>22)</sup>. Wenn auch im Nobilitierungsakt für Jacquin letzteres nicht erwähnt ist, so läßt doch allein der Zeitpunkt der Ständeserhöhung annehmen, daß die erfolgreiche Fertigstellung des Arzneibuchs auch hier den Anlaß gegeben hat. Als so bedeutsam für die öffentlichen Belange wurde damals also die Herausgabe einer guten Pharmakopöe betrachtet!

Auf Grund der Provinzialpharmakopöe wurde alsbald auch unter Mitwirkung der Professoren Well und Jacquin und der beiden Seniores des Wiener Apothekerkollegiums eine neue Arzneitaxe entworfen<sup>23)</sup>. Im Sinn der inzwischen voll ausgebildeten zentralistischen Verwaltung galt sie, ebenso wie die Provinzialpharmakopöe selbst, in allen österreichischen Ländern und wurde dort im Jahr 1776 in Kraft gesetzt<sup>24)</sup>.

Auf die Ausgabe der Provinzialpharmakopöe von 1774 folgten in den nächsten Jahren mehrere Neuauflagen und Nachdrucke, sowohl in lateinischer wie in deutscher Sprache, letztere unter dem Titel „Oesterreichische Provinzial-Pharmacopoe“.

Für die erste Ausgabe war die Auflagenhöhe vor allem durch die Zahl der bestehenden Apotheken bestimmt, deren Inhaber verpflichtet waren, auch jedem einzelnen ihrer Gehilfen und Lehrlinge ein Exemplar auszuhändigen. An eine Vermehrung der Apotheken war zunächst nicht gedacht. In dem 1773 erlassenen Nachtrag zum Sanitäts-Hauptnormativ<sup>25)</sup> war ausdrücklich bestimmt, daß in Städten oder größeren Marktflecken neben den bestehenden Apotheken keine neue ohne wichtige Ursachen und ohne vorherige kaiserliche Erlaubnis errichtet werden sollte, doch wurde gleichzeitig den Ärzten und Wundärzten auf dem Lande die Haltung einer Hausapotheke dort gestattet, wo weder im Ort selbst noch im Umkreis von einer Meile eine bürgerliche oder Land-schaftsapotheke bestand. Das änderte sich erst, als Joseph II. im Jahr 1782 das Wiener Apothekergremium strafweise aufgelöst hatte und als Folge davon in Wien und seinen Vorstädten zahlreiche neue Apotheken als Personalgewerbe eröffnet werden konnten<sup>26)</sup>. Zur Erleichterung von Apothekenneugründungen in den Provinzen wurden 1788 die Kreisämter ermächtigt, Apothekengerechsamkeit zu verleihen, und insbesondere in den seit der ersten Polnischen Teilung von 1772 an Österreich gefallen Gebieten Galiziens sorgte man nun für eine angemessene Zahl von Apotheken.

Überdies fand die Österreichische Provinzialpharmakopöe auch in anderen Territorien Verbreitung — sie war z. B. in den geistlichen Fürstentümern Passau<sup>27)</sup> und Fulda<sup>28)</sup> in Gebrauch —, was die Nachfrage nach diesem Buch im Lauf der Jahre erhöhen mußte. Für die österreichischen Niederlande erschien 1780 unter dem Titel „Apotheek der Oostenrijksche Staaten“ eine holländische Übersetzung der Provinzialpharmakopöe in Rotterdam<sup>29)</sup>.

Die deutschen Ausgaben waren nach den Worten der Vorrede für den Bedarf der Wundärzte auf dem Lande und bei der Armee bestimmt, von denen, im Gegensatz zu den Apothekern, die Kenntnis der lateinischen Sprache nicht verlangt werden konnte. Einer besseren Ausbildung der Wundärzte widmete Störck als Protomedicus seine besondere Aufmerksamkeit, wozu er 1776 selbst ein Buch unter dem Titel „Medizinisch-praktischer Unterricht für die Feld- und Landwundärzte der österreichischen Staaten“ herausgab. Der Stand der Militärchirurgen erhielt besonders

mit der 1785 eröffneten Medizinisch-chirurgischen Josephi-Akademie in Wien eine wesentliche Förderung, und bis zum Erscheinen der ersten österreichischen Militärpharmakopöe von 1795 war die Provinzialpharmakopöe auch bei der Armee in Gebrauch<sup>30</sup>).

Zunächst erschien die Provinzialpharmakopöe bei dem bekannten Wiener Buchdrucker, Buchhändler und Verleger *Johann Thomas von Trattner*; erst mit der Neubearbeitung im Jahr 1794 scheint der Verlag auf *Friedrich Wappler* in Wien übergegangen zu sein. Erstaunlicherweise sind die verschiedenen im *Trattnerschen* Verlagsverzeichnis (T)<sup>31</sup>), bei *Scherer* (S)<sup>32</sup>) und bei *Zekert* (Z)<sup>33</sup>) genannten Ausgaben z. T. recht selten geworden. Nicht einmal die großen Wiener Bibliotheken, wie die Universitätsbibliothek (UB) oder die Nationalbibliothek (NB) und die Fideikommissbibliothek (FKB) besitzen eine auch nur annähernd vollzählige Reihe der Ausgaben. Ergänzend wurde die Bibliothek der Österreichischen Apothekerkammer in Wien (AK), der Bücherbestand der Wiener Hofapotheke (HA) und die Sammlung *Winkler* (W) in Innsbruck durchgesehen. Einzelne Exemplare befinden sich auch beim Verfasser (G).

Tabelle 2.

Die Wiener Ausgaben der Österreichischen Provinzialpharmakopöe 1774–1795 (Erklärung der Abkürzungen im Text)

Literaturangaben	Erscheinungsjahr	Sprache	Standort	Bemerkungen
S 173, Z	1774	latein.	NB, AK, W, G	Trattner; Praefatio v. 1. 8. 1774
S 174, Z	1775	latein.	UB, W	Trattner; „Editio secunda“, Praefatio v. 1. 8. 1775
S 175, Z, T	1776	deutsch	UB, AK	Trattner
Z	1778	latein.	G	Trattner; auffälligerweise nicht als „Ed. tertia“ bezeichnet, Praefatio v. 1. 8. 1774
S 177, T	1778	deutsch	NB, UB	Trattner
S 178, Z, T	1780	latein.	NB, UB, HA, W	Trattner; „Editio quarta auctior“
S 179, Z, T	1783	deutsch	W, G	Trattner
S 180, Z	1784	latein.	—	Trattner
Z	1787	latein.	—	—
S 181	1787	deutsch	—	Trattner
Z	1790	latein.	—	—
S 182	1790	deutsch	UB, FKB, AK	Trattner
S 183, Z	1794	latein.	NB, AK, HA, W, G	Wappler; „Ph. A.-pr. emendata“
S 185, Z	1785	deutsch	—	Wappler

Vom Standpunkt der Arzneimittelgeschichte her betrachtet, bildet die Herausgabe der Provinzialpharmakopöe von 1774 keineswegs einen so entscheidenden Einschnitt, wie man dies bei einem ersten Vergleich mit dem vorhergehenden Arzneibuch annehmen sollte. Dies war schon deshalb nicht zu erwarten, weil eben für die Apotheken der größeren Städte das alte Wiener Dispensatorium zunächst auch noch weiterhin gültig blieb. Wohl hatte die Provinzialpharmakopöe die Zahl der *Composita* und *Praeparata*, mit welchen das Wiener Dispensatorium von 1729 bis 1770 in barocker Freude an enzyklopädischer Vollzähligkeit als *Arsenale Askulaps* die Apotheken ausgestattet wissen wollte, auf weniger als ein Drittel verringert. Aber es war darin doch ganz bewußt noch genug vom Alten erhalten geblieben, darunter selbst Mittel, die — wie die Vorrede zur Provinzialpharmakopöe selbst einräumt — „vielleicht eben nicht die wirksamsten sind“, die man aber beibehalten hatte, „... wie ungereimt selbe auch noch scheinen mögen, ... damit der gemeine Mann nicht glaube, als wolle man ihn eines Medikaments, an welches er seit vielen Jahren schon gewöhnt ist, zu seinem Nachteil berauben“. *Störck* war hier als *Protomedicus* jedenfalls weit mehr zu Zugeständnissen bereit, als man es gerade von ihm erwarten sollte, der vor Jahren als junger Arzt Versuche darüber angestellt hatte, verschiedene Giftpflanzen in den Arzneischatz einzuführen.

Die Provinzialpharmakopöe von 1774 mag also den Gewohnheiten ergrauter Praktiker und den Bedürfnissen fürstlicher Hof- und Schloßapotheken, der Klosterapotheken und der Stadt- und Landschaftsapotheken alten Stiles näher gestanden sein, als den Erfordernissen einer neu zu errichtenden Apotheke in einer klei-

nen Landstadt oder einer Spitalsapotheke. Es fehlte daher nicht an Kritik in dieser Hinsicht. *Maximilian Stoll*, der als Nachfolger *Anton de Haens* seit 1776 die innere Klinik am Unierten Spanischen und Dreifaltigkeitsspital in Wien leitete, sprach das mit der Gelassenheit des erfahrenen klinischen Lehrers aus, als er sich 1783 anlässlich der bevorstehenden Errichtung des Wiener Allgemeinen Krankenhauses in einem Gutachten „Über die Einrichtung der öffentlichen Krankenhäuser“ äußerte: „Wer in einem Spital vielerlei Medikamente und den ganzen Katalog auch unserer verbesserten Pharmakopoe vonnöten hat und nicht die meisten dort angeführten Mittel entbehren kann, versteht seine Kunst nicht<sup>34</sup>.“ Lebhafter gibt sich die Enttäuschung der jungen Generation der praktischen Ärzte zu erkennen in dem „Kritischen Kommentar über die österreichische Provinzialpharmakopoe“, der 1785 anonym in Preßburg und Leipzig erschienen ist. Sein Verfasser war der 1754 in der heute zu Österreich gehörigen, damals aber königlich-ungarischen Freistadt Rust am Neusiedlersee geborene *Zacharias Gottlieb Hußty von Raszynya*, der seit 1771 in Wien, u. a. als Schüler von *Jacquin*, Medizin studiert hatte, nach seiner Promotion in Tyrnau Arzt in Preßburg war und auch später noch mehrfach mit kritischen Schriften zur Medizinischen Polizei und zum Arzneibuchwesen hervorgetreten ist. Nach vorangestellten Zitaten von *Bacon* und *Rousseau* werden auf nicht weniger als 304 Seiten die allgemeinen Grundsätze für ein zeitgemäßes Arzneibuch dargelegt, die einfachen und zusammengesetzten Mittel der Provinzialpharmakopöe im einzelnen zerpfückt, und schließlich wird ein „Entwurf zu einem gemeinnützigen verbesserten Dispensatorium“ gegeben<sup>35</sup>).

Das Buch ist mit einem Titelkupfer versehen, der scheinbar eine Apothekenvisitation zeigt (Abb. 5). Es ist aber offenbar keine der in allen Apothekerordnungen seit dem Mittelalter vorgeschriebenen regelmäßigen Kontrollen, bei welchen die *Physici* und *Commissarii* unechte und verdorbene Medikamente vernichten, damit sie bei nächster Gelegenheit durch frische und echte der gleichen Art ersetzt werden. Nimmt man sich die Mühe, die Aufschriften der vier am Boden liegenden Gefäße zu entziffern, so erkennt man sie als (*Aqua*) *Embry(onum)*, (*Pulvis*) *Haly*, *Theriac(a)* und (*Balsamum*) *Vitae* (*Hofmanni*), also gerade jene Paradedstücke einer überlebten Polypharmazie, über die im „Kommentar“ mit besonderer Strenge zu Gericht gegangen wird und deren endgültige Verbannung aus den Apotheken hier in drastischer Weise dargestellt werden soll. Damit ist die Herkunft und wahre Bedeutung einer von *Peters* bis *Staßki* und neuerdings auch von *Zekert* wiederholt auf Grund eines im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg befindlichen Stiches reproduzierten Darstellung geklärt<sup>36</sup>).

Es bedurfte freilich noch eines Zeitraums von neun Jahren, bis das, was hier im bewegten Ton der „Sturm und Drang“-Zeit — in wiederholter leidenschaftlicher persönlicher Anrede des Lesers, in ungestümen Sentenzen und Vergleichen, als genialisch hingeworfener Entwurf, der seine Unfertigkeit freimütig eingesteht — gefordert wird, von den berufenen Vertretern des Faches wenigstens teilweise erfüllt wurde und in der klassischen Einfachheit und Klarheit der *Pharmacopoea Austriaco-provincialis emendata* von 1794 ans Licht kam. Diese im Hofkanzleidekret vom 10. Jänner 1794, das ihre allgemeine Einführung verfügte, ausdrücklich als „nach den wissenschaftlichen Fortschritten verbesserte Pharmakopöe“ bezeichnete Ausgabe unterscheidet sich schon äußerlich von ihrer Vorgängerin: Der Textteil (ohne Index) ist von 294 Seiten in der Ausgabe von 1774 auf 166 Seiten zurückgegangen. Die Zahl der *Simplicia* hat sich von 526 auf 289 verringert, die der *Composita* und *Praeparata* von 503 auf 377. Dazu kommt jedoch ein Appendix, „welcher jene einfachen und zusammengesetzten Mittel enthält, zu deren Vorrätighaltung in ihren Offizinen die Apotheker nicht verpflichtet sind, weil sie entweder nur selten verschrieben zu werden pflegen oder ihre therapeutische Wirkung noch nicht sicher erforscht ist“. Es sind 7 *Simplicia* und 22 *Praeparata*. (Vgl. Tabelle 1.) Außerdem sind in der Zusammensetzung der Arzneien selbst tiefgreifende Änderungen vorgenommen worden: während z. B. *Electuarium seu Theriaca Andromachi* im Jahr 1774 noch aus 58 Bestandteilen bereitet wurde, sind es 1794 nurmehr 16! Eine Neuerung waren auch die beiden Tabellen am Schluß des Textteils, deren erste die Löslichkeit von 23 verschie-





Abb. 5 Titelkupfer aus dem „Kritischen Kommentar zur österreichischen Provinzialpharmakopoe“ (1785)

denen Neutral- und Mittelsalzen in Wasser bei 10 Grad Reaumur angibt, während die zweite den Quecksilber-, Antimon- und Opiumgehalt der betreffenden officinellen Präparate in übersichtlicher Form zusammenstellt<sup>37)</sup>.

Noch im gleichen Jahr erschien eine Ausgabe der *Pharmacopoea Austriaco-provincialis emendata* für die österreichische Lombardei in Mailand, 1795 kam eine deutsche Übersetzung in Wien heraus.

Auch im Kreis der Bearbeiter dieser Ausgabe sind Änderungen eingetreten. Zwar steht noch immer der Protomedicus Störck an ihrer Spitze, doch folgt auf ihn jetzt J. N. Schosulan als Prodekan der Wiener Medizinischen Fakultät. An dritter Stelle steht N. J. v. Jacquin als Professor der Chemie und Botanik, den Platz des 1787 verstorbenen J. J. v. Well nimmt des ersteren Sohn J. F. v. Jacquin (1766–1839) ein, der damals seinen Vater bereits im Lehramt unterstützte. Hatte Well als Lehrer das akademische Fach der Naturgeschichte und als Apothekenbesitzer die praktische Pharmazie noch in einer Person gemeinsam vertreten, so erscheinen jetzt für die letztere der Hofapotheker W. v. Czerny und die Wiener bürgerlichen Apotheker J. Basgetha und C. J. Offermanns.

Unter den neuen Mitarbeitern ist nur der jüngere Jacquin von Bedeutung. Er genoß eine sorgfältige Erziehung und galt wegen seiner außergewöhnlichen Begabung als Wunderkind. Als er zwölf Jahre alt war, erschien bereits eine wissenschaftliche Abhandlung

von ihm im Druck<sup>38)</sup>. 1788 trat er eine dreijährige Studienreise an, die ihn durch Deutschland, Holland, England und Frankreich führte. In Paris arbeitete er bei den berühmtesten Chemikern seiner Zeit, und mit einem damals von ihm ausgeführten Versuch über die Darstellung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff ist er in die Literatur zur Begründung der antiphlogistischen Chemie eingegangen<sup>39)</sup>. Nach seiner Rückkehr wurde er in Wien seinem Vater als Adjunkt beigegeben, wobei er den Unterricht in der Chemie übernahm. Er veröffentlichte 1793 ein „Lehrbuch der allgemeinen und medizinischen Chemie, zum Gebrauche seiner Vorlesungen“, in welchem er sich als Anhänger des neuen Systems bekennt. A. N. Scherer, der zwei Jahre später eine Übersicht über die Lehrbücher gibt, „in denen die allgemeine Chemie nach dem System des Herrn Lavoisier bearbeitet worden ist“, nennt die deutsche Originalausgabe und die lateinische Übersetzung dieses Buches von Jacquin unter insgesamt neun Titeln neben Wiegleb, Hermbstädt und Gren<sup>40)</sup>. Hinsichtlich der Nomenklatur verzichtet Jacquin hier noch aus praktischen Gründen und mit Rücksicht auf seine Schüler auf die Verwendung der neueren Bezeichnungen, aber schon 1793 erschien in Wien unter dem Titel „Methode der chemischen Nomenklatur für das antiphlogistische System“ eine von K. v. Meidinger besorgte Übersetzung der einschlägigen Abhandlungen von de Morveau, Lavoisier, Berthollet und de Fourcroy. So konnte sich auch die Verbesserte Provinzialpharmakopoe von 1794 der antiphlogistischen Nomenklatur bedienen. Neben den herkömmlichen Bezeichnungen wie *Flores Zinci*, *Mercurius praecipitatus ruber*, *Aethiops mineralis* werden nun in den Untertiteln die Namen *Oxydum Zinci*, *Oxydum Hydrargyri rubrum*, *Sulphuretum Hydrargyri* verwendet. Die Gattungsnamen der Salze sind aus der Bezeichnung der Säure gebildet und die Art des Stoffes ist durch den jeweils hinzugesetzten Genitiv der Base bestimmt, also etwa *Murias Ammoniae*, *Nitras Argenti*, *Sulfas Cupri*. Im Appendix bilden die neuartigen Bezeichnungen den Haupttitel, die älteren den Untertitel. Die immer wieder vertretene Meinung, daß die *Pharmacopoea Borussica* von 1799 das erste derartige Arzneibuch im deutschen Raum war, muß also berichtigt werden. Dasselbe gilt auch von der Ansicht Urdangs, daß diese als Vorläuferin nur die erste Ausgabe der *Pharmacopoea Hispanica* von 1794 besitzt<sup>41)</sup>.

Daß die Provinzialpharmakopoe von 1794 „wohl die erste ist, in welcher einiger Gebrauch von der neuchemischen Nomenklatur gemacht wird“, stellt schon die zeitgenössische Kritik in der von J. Eyerel und M. Sallaba in Wien herausgegebenen „Medizinischen Chronik“ fest, die dazu aber einschränkend meint „ohne deswegen Epoche zu machen“, und noch einige Reste der alten Bezeichnungsweise tadelt. Die weitere Diskussion über die Zweckmäßigkeit der Einführung der antiphlogistischen Nomenklatur in der *Pharmacopoea Austriaco-provincialis emendata* wurde an anderer Stelle berührt<sup>42)</sup>. Der eben zitierte Kritiker billigt es, daß die Erklärung der Kunstwörter, wie sie in den älteren Ausgaben der Provinzialpharmakopoe enthalten war, entfallen ist, beklagt aber die Weglassung der „*Signa corporum*“, d. h. der chemisch-alechemistischen Symbole, deren Erklärung in der Auflage von 1774 noch vier Seiten gewidmet waren. Schwerer dagegen wirkt folgender Vorwurf: „Aber den Unterricht über die geschickteste Zeit, wann, und mit welcher Vorsicht Pflanzen gesammelt, getrocknet und aufbewahrt werden sollen; über die Merkmale unverdorbener, echter oder verfälschter Arzneien und über die zuverlässigste Art dies auszumitteln; Warnungen und gehörige Anleitung, ähnliche Pflanzen voneinander zu unterscheiden, ... vermißt heut zu Tage gewiß niemand gern in einer Pharmakopoe“.

Achtzehn Jahre lang ist nach der Verbesserten Provinzialpharmakopoe während der schweren Zeit der Napoleonischen Kriege kein neues Arzneibuch in Österreich erschienen, bis 1812 die *Pharmacopoea Austriaca* herausgegeben wurde, mit der die Reihe der heute gültigen österreichischen Arzneibücher beginnt, deren 9. Ausgabe im Dezember 1960 erschien. Neben der ersten Österreichischen Pharmakopoe von 1812 und neben der zweiten Ausgabe von 1814 blieb die Verbesserte Österreichische Provinzialpharmakopoe von 1794 noch bis 1820 gültig, genau so, wie das alte Wiener Dispensatorium bis 1780 neben der Provinzialpharmakopoe von 1774 weiter in Gebrauch war.



Abb. 6 Joseph Franz von Jacquin

Der Mangel an Beschreibungen für die einfachen Arzneistoffe und an entsprechenden Prüfungsvorschriften, den schon 1794 die Kritik festgestellt hat, ist bis zur *Pharmacopoea Austriaca quarta emendatio* von 1836 einschließlich für die österreichischen Arzneibücher charakteristisch, und erst mit der *Pharmacopoea Austriaca quinta* von 1855 trat hier ein Wandel ein<sup>43)</sup>. Das mag nicht zuletzt darauf beruhen, daß Joseph Franz von Jacquin (Abb. 6) an allen österreichischen Arzneibüchern bis 1836 maßgeblich beteiligt war. Er hat auch in einer zuletzt schon ganz unzeitgemäßen Weise bis zum Jahr 1838 das Lehramt der Botanik und Chemie an der Wiener Universität gemeinsam versehen. Erst in diesem Jahr trat er die Chemie ab und lehrte dann noch ein Jahr lang die Botanik allein. Als einflußreiche Persönlichkeit lehnte er die Reformvorschläge ab, die in den Zwanzigerjahren darauf hinzielten, den pharmazeutischen Unterricht an den österreichischen Hochschulen durch eine stärkere Berücksichtigung der pharmazeutischen Warenkunde, d. h. der Pharmakognosie, und der praktischen Arzneimittelpflege zu beleben<sup>44)</sup>. Der jüngere Jacquin war vielmehr im Alter ein typischer Hochschullehrer jenes Zeitalters der Restauration und der Reaktion, der in durchaus konservativer Weise sein Amt verwaltete und alle Neuerungen ablehnte.

## Anmerkungen:

<sup>1)</sup> O. Stolz, Grundriß der österreichischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Innsbruck-Wien 1951 — K. Gutkas, Geschichte des Landes Niederösterreich. III. Teil, Von den Reformen Maria Theresias bis zur Gegenwart. Wien 1959.

<sup>2)</sup> Th. Puschmann, Die Medizin in Wien während der letzten 100 Jahre. Wien 1884 — L. Schönbauer, Das medizinische Wien. 2. Aufl., Wien 1947.

<sup>3)</sup> E. Lesky, Österreichisches Gesundheitswesen im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Arch. f. österr. Gesch. 122. Bd., 1. Heft (1959).

<sup>4)</sup> J. N. v. Hempel-Kürsinger, Handbuch der Gesetzkunde im Sanitäts- und Medicinal-Gebiethe. Wien 1830 — M. Macher, Handbuch der kaiserlich-österreichischen Sanitäts-Gesetze und Verordnungen. Graz 1853.

<sup>5)</sup> E. Lesky, a. a. O., S. 73.

<sup>6)</sup> A. Wiltch, Das Dispensatorium pharmaceuticum Austriaco-Viennense nach den Ausgaben von 1737 und 1770. Jahrbuch d. städt. Museums zu Wels. Wels 1935 — H. Gittner, Titelpuffer und Vignetten im Dispensatorium pharmaceuticum Austriaco-Viennense. Österr. Apoth. Ztg. 5 (1951), S. 509 — eine Reproduktion des Titelpuffers der Ausgabe von 1729 auch in: K. Ganzinger, Apothekenaltertümer in Österreich. Veröff. d. Int. Ges. f. Gesch. d. Pharmazie (1951).

<sup>7)</sup> N. Schniderschitsch, Die Geschichte der Pharmazie in Steiermark bis zum Jahre 1850. Allgemeiner Teil. Veröff. d. Ges. f. Gesch. d. Pharmazie (o. J.).

<sup>8)</sup> O. Zekert, Ein Beitrag zur Geschichte der österr. Pharmacopoen. Pharmaz. Monatshefte 12 (1931), S. 2 — O. Nowotny, Die Entwicklung des Österreichischen Arzneibuches. Österr. Apoth. Ztg. 14 (1960), S. 240.

<sup>9)</sup> E. Lesky, a. a. O., S. 204.

<sup>10)</sup> E. M. Kronfeld, Jacquin. Österr. Rundschau, Bd. III (1905), S. 239.  
<sup>11)</sup> Nach der Festansprache R. Wettsteins bei der Denkmaltenthüllung für Jacquin und Ingen-Housz im Arkadenhof der Wiener Universität; vgl. hierzu: Neue Denkmäler an der Wiener Universität. Pharmaz. Post 38 (1905) S. 403.

<sup>12)</sup> K. Sprengel, Geschichte der Botanik. Neu bearbeitet. Altenburg u. Leipzig 1817—18 — A. Neureich, Geschichte der Botanik in Niederösterreich. Verhandl. d. zool.-botan. Vereins in Wien. Bd. V (1855), S. 23 — M. Möbius, Geschichte der Botanik. Jena 1937.

<sup>13)</sup> C. Nissen, Die botanische Buchillustration. 2 Bde., Stuttgart 1951.

<sup>14)</sup> H. Kopp, Geschichte der Chemie. 3. Teil, Braunschweig 1845.

<sup>15)</sup> *Instituta Facultatis medicae Vindobonensis curante Antonio Störck. Viennae 1775.*

<sup>16)</sup> Einrichtung der medizinischen Fakultät zu Wien. Wien 1785.

<sup>17)</sup> wie Anm. 16.

<sup>18)</sup> H. Kopp, a. a. O., S. 39.

<sup>19)</sup> L. Hochberger u. J. Noggler, Geschichte der Wiener Apotheken. II. Bd. der Geschichte der Apotheken und des Apothekenwesens in Wien. Hgg. v. Wiener Apotheker-Hauptgremium. Wien 1919.

<sup>20)</sup> wie Anm. 16.

<sup>21)</sup> Wichtige Quellen über Well, wie seine Verlassenschaft, sind leider 1927 beim Brand des Wiener Justizpalastes mit den Akten des Niederösterreichischen Landrechts vernichtet worden.

<sup>22)</sup> Österreichisches Staatsarchiv — Allgemeines Verwaltungsarchiv in Wien, Adelsakten der Hofkanzlei.

<sup>23)</sup> L. Hochberger, Geschichte des Wiener Apotheker-Hauptgremiums. III. Bd., II. Teil der Geschichte der Apotheken und des Apothekenwesens in Wien. Hgg. v. Wiener Apotheker-Hauptgremium. Wien 1930.

<sup>24)</sup> M. Macher, a. a. O. — ders., Das Apothekenwesen in den k. k. Österreichischen Staaten. Wien 1840.

<sup>25)</sup> wie Anm. 4.

<sup>26)</sup> L. Senfelder, Die Aufhebung des Wiener Apothekergremiums im Jahr 1782. D. österr. Sanitätswesen, Nr. 46—49 (1906).

<sup>27)</sup> J. Strigl, Die Apotheker-Ordnung von Passau aus dem Jahre 1785. Süddtsch. Apoth. Ztg. 70 (1930), S. 114 — K. Ganzinger, Die Passauer Apothekerordnung von 1586 und ihr Vorbild. Dtsch. Apoth. Ztg. 101 (1961), S. 1147.

<sup>28)</sup> F. Gräser, Zwei fuldische Apothekerordnungen. Dtsch. Apoth. Ztg. 99 (1959), S. 833.

<sup>29)</sup> D. A. Wittop Koning, The Belgian Pharmacopoeas during the Union with Austria (1714—1794). In: Die Vorträge d. Hauptvers. 1951 in Salzburg. Veröff. der Int. Ges. für Gesch. der Pharmazie, Wien 1952, Seite 117.

<sup>30)</sup> K. Ganzinger, Die Österreichische Militär-Pharmakopoe 1795. Österreichische Apoth. Ztg. 7 (1953), S. 378 — ders., Aus der Geschichte der Militärpharmazie. Österr. Apoth. Ztg. 13 (1959), S. 114.

<sup>31)</sup> U. Giese, Johann Thomas Edler von Trattner. Seine Bedeutung als Buchdrucker, Buchhändler und Herausgeber. Frankfurt/M. 1960.

<sup>32)</sup> A. N. v. Scherer, Literatura Pharmacopoeorum. Codex medicamentarius europaeus, Sectio VII. Lipsiae et Soraviae 1822. Die darin zitierten Werke sind fortlaufend numeriert.

<sup>33)</sup> O. Zekert, a. a. O. — ders., Apotheken-Gesetzeskunde. Wien 1948, S. 92.

<sup>34)</sup> K. Ganzinger, Zur Geschichte der Krankenhausapotheke im 18. Jahrhundert. Geschichtsbeilage d. Dtsch. Apoth. Ztg. 13 (1961), S. 9.

<sup>35)</sup> Eine ausführliche Veröffentlichung über Huftys „Kritischen Kommentar“ ist inzwischen erschienen bei J. Hladik, Z. domácí lékopisné tradice. (Aus der heimatischen Arzneibuchtradition.) Farmaceutický Obzor 30 (1961), S. 1. Ich danke Herrn Doz. Dr. Hladik für die freundliche Überlassung einer deutschen Übersetzung seines Manuskripts. — Huftys starb in Preßburg 1803, es liegen nur wenige biographische Angaben über ihn vor, ein Bildnis konnte bisher nicht festgestellt werden.

<sup>36)</sup> H. Peters, Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900, S. 123 — H. Stafski, Aus alten Apotheken. München 1956, S. 43 — O. Zekert, Arzneimittelprüfung einst und jetzt. Österr. Apoth. Ztg. 15 (1961), S. 468 — Nach freundlicher brieflicher Mitteilung von Herrn Oberkonservator Dr. Stafski ergab ein Vergleich des von mir eingesandten Exemplars des „Kritischen Kommentars“ mit dem Blatt im Germanischen Nationalmuseum die völlige Übereinstimmung beider; es ist durchaus möglich, daß letzteres aus einem Exemplar des Buches stammt. Ihrer Originalität wegen dürfte die Abbildung öfters aus dem Buch herausgetrennt worden sein, sobald dessen Inhalt nicht mehr aktuell war. Ein solches Stück befindet sich z. B. unter den Büchern der Wiener Hofapotheke.

<sup>37)</sup> K. Ganzinger, Über einige Neuerungen in den Pharmacopoen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Geschichtsbeilage d. Dtsch. Apoth. Ztg. 13 (1961), S. 25.

<sup>38)</sup> E. M. Kronfeld, a. a. O.

<sup>39)</sup> A. N. Scherer, Grundzüge der neueren chemischen Theorie. Jena 1795, S. 190.

<sup>40)</sup> wie Anm. 39.

<sup>41)</sup> G. Urdang, Lavoisiers „Chemische Revolution“ und die Pharmazie. In: Festschrift z. 75. Geburtstag v. P. Diepgen, hgg. v. W. Artelt, E. Heischkel, J. Steudel. Wiesbaden 1935, S. 411.

<sup>42)</sup> wie Anm. 37.

<sup>43)</sup> K. Ganzinger, Die Entwicklung der Arzneimittelprüfung im Spiegel der österreichischen Pharmacopoen von 1812 bis 1836. In: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie in Österreich. Hgg. v. O. Zekert und K. Ganzinger. Veröff. d. Int. Ges. f. Gesch. d. Pharmazie, N. F. Bd. 18, Wien 1961, S. 45 — ders., Die Entwicklung der Arzneimittelprüfung im Spiegel der österreichischen Pharmacopoen zwischen 1855 und 1906. Österr. Apoth. Ztg. 15 (1961), S. 472.

<sup>44)</sup> E. Lesky, Martin Ehrmann und die pharmazeutische Reformbewegung von 1848. In: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie in Österreich. Hgg. v. O. Zekert und K. Ganzinger. Veröff. d. Int. Ges. f. Gesch. d. Pharmazie, N. F. Bd. 18, Wien 1961, S. 59.

Abbildung 1, 2, 3, 4, 6 aus dem Bildarchiv d. Österr. Nationalbibliothek.

Anschrift des Verfassers: Dr. phil. et Mr. pharm. Kurt Ganzinger, Wien XIV./89, Penzinger Straße 58.